

DER ANFANG

Fakten sind unverblümt, unharmonisch, grob. Reden gerne lautstark. Liegen da wie Felsbrocken. Ich überlasse sie lieber jenen, die sich mit wichtigen Dingen befassen. Mich interessiert auch nur, was sie untereinander tuscheln. Kaum hörbar, doch wie besessen. Ich stochere darin herum auf der Suche nach ein bisschen Wahrheit – wie man das früher nannte, heute gibt es dafür keinen Namen mehr. Einem leichten Funkeln will ich hinterhertauchen, ganz tief hinunter, bis an den Grund, und falls ich es wieder nach oben schaffe, dann mit einer Handvoll Sand, der mir durch die Finger gleitet, denn um die Melodie dieses Sandes geht es mir. »Wer vom Schatten redet, spricht die Wahrheit.« Die Wirklichkeit redet mit den Schatten. Heute werde ich vom Haus aus Stein erzählen, dem das Schreiben gern ausweicht, dem es nur aus sicherer Entfernung zusieht, durch die Wörter hindurch. Das Haus aus Stein wurde lang vor meiner Geburt errichtet, es zählt fünf Stockwerke, den Keller

nicht mitgerechnet, und zu seinem Eingang führen Stufen hinauf.

Der Mensch muss mit dem Körper schreiben, dem nackten, schutzlosen Körper unter der Haut. Doch Wörter sprechen nur zu anderen Wörtern. Man nimmt ein L, zwei E, ein B und ein N und schreibt LEBEN. Die Kunst besteht darin, die Buchstaben nicht durcheinanderzubringen. Sonst geht es ihnen wie dem Golem, der zu Lehm zerfiel, als man seine Formel rückwärts sprach. In einem Atemzug, nein, mit einem tiefen Seufzer schreibe ich: Das Leben gehört denen, die es einem entreißen können. Wie man auch eine Frucht pflückt oder eine Wurzel ausreißt. Und dir bleibt nichts weiter als das Rauschen aus der leeren Muschel an deinem Ohr. Das Leben: ein Wort nur, ausgelutscht bis ins Mark, ein Rauschen wie ein Weh, ein Rauschen so groß wie der Ozean.

Es sprach einmal ein Junge: Forderst du das Leben nicht heraus, so fordert das Leben dich heraus. Es war ein beherzter Junge, eine Kreuzung aus zwei Arten von Finsternis, und mit dem Haus aus Stein hatte er allzu früh Bekanntschaft gemacht. Seither fürchtete er nichts mehr, sei es, weil er sich stets an jene erste Furcht erinnerte, sei es, weil er sie vergessen hatte. Seither lachte er oft grundlos, heißt es.

Stellen wir uns in der Straße, die zum Haus aus Stein führt, ein Café vor und vor diesem Café, sommers wie winters, einen Mann. (Im Gebäude selbst befindet sich ein sehr großer Hof, und an den Treppen rund herum übermannshoher Stacheldraht. Damit sich auch niemand hinunterstürzt. Denn seit ein, zwei Jahrhunderten ist ein

Menschenleben so viel wert, dass es nicht auf Steinen zerschmettern soll. Draußen windet sich bis in den fünften Stock eine Feuerleiter empor, auf der nachts im fahlen Mondlicht Schatten hinaufhuschen; hinuntersteigen sieht man von dort aber nie jemanden.) Der Mann sitzt auf dem Gehsteig wie ein Überbleibsel aus einer längst vergessenen Zeit. Er legt sich Zeitungen oder Kartons unter, wenn er welche findet. Um ihn herum leere Flaschen, Essensreste, Erbrochenes, Urinlachen. Sein Gesicht, zerfurcht wie eine Mondlandschaft, von einer tiefen Narbe in zwei ungleiche Hälften geteilt, gibt nichts preis, nicht einmal das Alter des Mannes. Wenn man den stellenweise eingedrückten Schädel entlang jene Narbe verfolgt, als wanderte man auf einem Bergpfad, steht man nach der Umrundung der lädierten Augenhöhlen am Rand eines Abgrunds, der nicht in der Sprache der Menschen spricht, sondern in der Sprache des Windes, des Mondlichts und der Steine. Da man es nicht wagt, den Mann nach seinem Namen zu fragen, nimmt man kurzerhand den ersten Buchstaben des Alphabets und nennt ihn A.

Die Cafégäste führen ein so schlichtes, so gewöhnliches Leben, dass jeder Versuch der Beschreibung am Ende künstlich wirkte, angestrengt, poliert. Ohnehin spricht dort kaum jemand über sich, und falls doch, so hört ihm niemand zu. Mögen die Gäste auch vieles erlebt haben, Niederlagen, Demütigungen, so glauben sie doch, dass der Mensch im Grunde gut ist, und können sich nicht erklären, warum auf der Welt so viel Schlechtigkeit herrscht. Jeder hat von dem, was ihm als die Welt gilt, sein Gutteil an Not, Einsamkeit und Enttäuschung abbekommen,

hat die Fäuste geballt, geflucht, sich gefügt, gestohlen, sich abgemüht und sich vor allen Dingen immer wieder begnügt. Was blieb ihm auch übrig? Doch manchmal ist selbst die Hölle nicht schlecht, und es findet sich darin ein Plätzchen, eine Tasse Tee, eine helfende Hand, ein Lächeln, eine vertraute Melodie.

Stellen wir uns gegenüber von dem namenlosen Café eine Bar vor, in die außer Stammgästen kaum jemand eingelassen wird. Davor Türsteher, die bis in den Morgen hinein Betrunkene und Krakeeler geschickt in Taxis bugsieren. Jene Stammgäste sehen im Leben der Menschen gegenüber nichts weiter als eine Reihe von Geschichten, die sie eines Tages gerne erzählen würden. Verfassen sie über das Menschsein eine Geschichte – ist das Schreiben nicht gewissermaßen die Kunst, in der Glut zu rühren, ohne sich dabei die Finger zu verbrennen? –, hinterlässt dies auf ihrem Gaumen den stechenden Geschmack des Todes. Haben sie genug von der verkommenen Ordnung, von all dem Schmutz, der sich »System« schimpft, von den Labyrinthen ihrer wie ein Uhrwerk funktionierenden Seelen, dann werfen sie in letzter Hoffnung einen Blick durch die blanke Scheibe, in denen sich ihr Abbild spiegelt, auf die Straße, auf die schweigsamen, dämmrigen Gassen. Auf die Höfe, die Keller, die Tunnel, die geheimen Gänge, in denen kettenrasselnd das Gespenst der Freiheit wandelt. Sie gehen durch jene Straßen, als gehörten sie ihnen, mit dröhnenden Schritten, und hinterlassen dabei tiefe Spuren, steigen Treppen hinauf und hinunter, die von anderen gefegt werden. Verderbtheit gilt ihnen als Anrecht, das ihnen ab und an gewährt wird,

Niedertracht als Privileg, das man genießen darf, sofern man nicht übertreibt. Und wer wollte nicht ein Leben voller Kampf und Abenteuer führen? Schließlich haben sie, Titanen gleich, schwer büßen müssen, haben viel verloren und schreckten doch vor Streit, vor Kampf, vor Wagnis nicht zurück. Ohne im Gegenzug etwas dafür zu erwarten, haben sie der gleichgültigen Welt ihre Wörter angeboten, ihre riesigen Wörter aus Großbuchstaben, in denen sie sich widerspiegeln. Haben sie in den Nebenstraßen genug Verzweiflung aufgeklaut, genug der immer gleichen Geschichten von Schuld, Sünde und Geständnis, kehren sie an den Ort ihres eigenen Schicksals zurück. Um jenseits von Gut und Böse die Hölle der menschlichen Freiheit zu erfinden. Abseits vom absolut Guten und vom absolut Bösen, in der sicheren Ferne des Mittelmaßes. Jedes Menschenleben ist schließlich eine Niederlage, nur fällt sie bei manchen grandioser aus als bei anderen.

Die im Café kennen die Hölle, nennen sie nur nicht so. »Freiheit« erinnert sie an den Hof mit dem Stacheldraht. Und der »Mensch« ... Kommt der nicht mit dem ersten Schrei als Mensch zur Welt? Trägt man nicht schon daran schwer genug? Noch schwerer aber ist es, sich damit zu begnügen.

A. wiederum ... Fällt niemandem auf. Wie ein leerer Sack liegt er vor dem Fenster, so wie auch vor allen Türen, die die Welt ihm vor der Nase zuschlägt. Alle Straßen gehören ihm, doch er geht nirgendwo hin. Als hätte er sich in irgendetwas da drinnen verliebt, in den Ofen vielleicht, den Fernseher ... Hätte ein Loch in etwas hineingestarrt. Im schmutzigen Fenster spiegelt sich seine Existenz.

Befleckt ist sie, sehr befleckt. Ein langes Gedicht über das Menschensein.

Das bisschen Leben, das er noch in sich trägt, bläht sich manchmal auf, wird zu nächtlichem Gelächter. Dann schüttelt er sich vor Lachen, wälzt sich vor Lachen am Boden, steht wieder auf, kann nicht an sich halten, lacht weiter und weiter. Der trübe Schein der Verrücktheit um ihn herum schützt ihn zwar nicht vor Kälte, vor Schmerz und vor Schlägen, aber doch vor den frühesten Erinnerungen an das Haus aus Stein. Es heißt, er lache sogar, wenn er geschlagen wird – als hätte er nicht mehr geweint, seit er geboren wurde. (Schwermut ist ein Luxus, den sich nicht jeder leisten kann.) Er versucht nicht, die Welt zu verstehen – das maße wohl ich mir nun an, in seinem Namen. Er wird auch nicht wütend. Er ist in der Welt wie ein in schmutziges Wasser geworfener Schwamm. Und die Welt ist in ihm ... Unter den Blicken der anderen nutzt er sich ab, verbraucht sich, wird ausgehöhlt, zerfließt zu Schlamm. Was ist die Welt schon mehr als ein verschwommener Widerschein im Fenster! Befleckt, sehr befleckt, ein langes Gedicht über das Nichts. Sprich nun selbst einmal, A., verweigere dem Wort nicht deinen Schatten. Gib ihm genügend Schatten, lass es in der Schwere des Schattens die ganze Wahrheit sagen!

Nun werde ich mein Lachen vertagen und Sie zu dem Haus aus Stein bringen. Sie werden sich hinter der nächsten Ecke in einer Sackgasse wähen, aber direkt vor der Treppe biegt ein Weg nach links ab. Dort werden Sie innehalten und sich von der Welt der Menschen verabschieden. Der Weg, der Sie dort hingeführt hat, bringt Sie nicht

zurück. Drinnen brennt Tag und Nacht das Licht, grell und erbarmungslos, und alles und jeder wird eins mit seinem Schatten. Auf alle Fragen folgt eine knappe Antwort, ein kurz gefasstes Schicksal. Ein Geständnis. Die Zeit wird zu einem Geständnis, entrissen zu jeder vollen Stunde. Der Mensch: das älteste Rätsel, die sprechende Materie.

Ich habe einst jemanden geliebt. Er ließ mir seine Augen da und ging. Er hatte sonst niemanden, dem er sie hätte überlassen können. Lieben ... Ich stieß auf dieses Wort, als ich im Dunklen in dem wühlte, was das Herz vor mir ausgeschüttet hatte. Niemand hatte zu mir gesagt: »Man tötet, wen man liebt!« Im Haus aus Stein waren wir zusammen. Ich hörte die Stimmen, lauschte, wartete ab. Der Morgen war noch nicht angebrochen, als ich selbst an die Reihe kam.

Sie glauben mir wohl nicht? Sie meinen, ich hätte vom Haus aus Stein nur geträumt? Aber sind wir nicht aus dem Gärstoff der Träume erschaffen? Irgendwann bricht der Tag an, und am Horizont erscheinen blutrote Spuren. Am angespannten, kalten, tiefen Himmel erstarren die Sterne, lösen sich einer nach dem anderen ins Unsichtbare auf. Der letzte Stern aber lässt einen Strick zu uns herab. Damit sich die schweigende Nacht, die entzweigengeschlagenen, bluttriefenden Wörter, die verratenen, herrenlosen Wörter, damit sich die ungeliebten herzfärbenden Träume und die beflügelten Toten daran festhalten und hinaufklettern können. Damit die Träume, die unter uns lebten und verschwanden, ohne sich von uns zu verabschieden, in die Tiefe des Himmels klettern können, in der sich jeder und alles verliert.

Sie hören mich nicht, oder? Vielleicht hätte ich nicht in der Vergangenheit erzählen sollen. Wieder habe ich an der falschen Stelle in das Lied eingestimmt, und wieder in der falschen Tonlage.